

stitution. Hinweise in diese Richtung, wie etwa Ekel einiger Männer vor Menstruationsblut und Verweigerung des Verkehrs seitens menstruierender Frauen, sollten nicht überinterpretiert werden, da sich in anderen Zusammenhängen (Kindsmordprozesse, Scheidungsverfahren) vielfach gegenteilige Aussagen finden lassen. Gerade bei der Prostitutions-thematik konnten Schilderungen tabuisierter körperlicher Vorgänge bzw. Sexualpraktiken für beide Geschlechter juristische Folgen zeitigen, so daß die Protagonist/inn/en entsprechend der bürgerlich-gerichtlichen Erwartung reagierten. Nicht wenige der betroffenen Herren gehörten zum Haller Establishment und mußten sich von den Unterschichtsfrauen gleich in doppelter Hinsicht – physisch und sozial – abgrenzen.

Die Studie von Sabine Kienitz leistet einen wichtigen Beitrag zu der erst vor wenigen Jahren im deutschsprachigen Raum aufgekommenen Diskussion um die Bedeutung von Körperwahrnehmung, Geschlechts-identität und deren gesellschaftlichen Konsequenzen.

Marginales Ärgernis, für das allerdings nicht die Autorin, sondern der Verlag verantwortlich zeichnet, ist der sogar im CIP-Text wiederholte fehlerhafte Untertitel, der die „Geschlechterbeziehungen“ in „Geschlechtererziehungen“ verwandelt, die im ‚Verzeichnis lieferbarer Bücher‘ gar zur „Geschlechtserziehung“ werden.

Maren Lorenz, Hamburg

Rebecca Rogers, *Les demoiselles de la Légion d'honneur. Les maisons d'éducation de la Légion d'honneur au XIXe siècle*, Paris: Plon 1992, 375 S., 140 Francs.

Anne Conrad, *Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts*, Mainz: Verlag Philipp von Zabern 1991, 296 S., 2 Abb., öS 569,00/DM 78,00, ISBN 3-8053-1249-0.

Elke Kleinau und Claudia Opitz Hg., *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, I: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*, Frankfurt a. M.: Campus 1996, 588 S., 65 Abb., öS 651,00/DM 88,00, ISBN 3-593-35412-8.

Elke Kleinau und Claudia Opitz Hg., *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, II: Vom Vormärz bis zur Gegenwart*, Frankfurt a. M.: Campus 1996, 700 S., 56 Abb., öS 715,00/DM 98,00, ISBN 3-593-35413-6.

Die Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung hat in den letzten 15 Jahren auch im deutschsprachigen Raum erhöhte Aufmerksamkeit erfahren. In diesem Zusammenhang gebührt zwei hier anzuzeigenden Publikationen besondere Aufmerksamkeit, die sich durch Gründlichkeit, Frische und hohe methodische und historiographische Kompetenz auszeichnen. Beide Arbeiten sind aus Dissertationen hervorgegangen und haben doch die Mängel von sogenannten Qualifikationsarbeiten gänzlich abgestreift.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Ähnliches gilt für die Arbeit von Christl Knauer, *Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayrische Bildungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, München 1995, die mir leider erst nach Abschluß dieser Rezension vorlag.

Beide Arbeiten befassen sich mit Erziehung in und durch katholische Frauenkongregationen. Anne Conrad untersucht in ihrer Studie über Ursulinen und Jesuitinnen eine große Gruppe von Frauen und deren Tätigkeit aus theologie-, institutions- und sozialgeschichtlicher Perspektive. Bildungsgeschichtlich ist diese Studie deshalb von Interesse, weil die von Anne Conrad behandelten Frauengemeinschaften ihr geistliches Leben vor allem durch ihre Lehrtätigkeit unter Mädchen und Frauen gestalteten. Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Geschichte der Ursulinen, einer Gruppe von Frauengemeinschaften, deren erste im frühen 16. Jahrhundert von Angela von Merici gegründet wurde. In strikter Unterordnung unter die männliche Christenlehre-Bruderschaft, durch den Mailänder Erzbischof Carlo Borromeo gefördert, fanden die Frauen als Katechismusjungfrauen ihren charakteristischen Aufgabebereich. Im Transformationsprozeß der „Compagnia di Sant' Orsula“ (1520 in Brescia, Oberitalien gegründet) sieht Anne Conrad die Anfänge der Ursulinen als Schulorden; ihre Ausbreitung in Frankreich, wo bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts einige hundert Ursulinengemeinschaften gegründet wurden und die Umwandlung der Gemeinschaften 1618 in einen monastischen Orden mit entsprechenden Regeln beschreibt sie als einen Prozeß der Organisation von geistlichen Frauenaktivitäten, der in dauernder Auseinandersetzung mit kirchenrechtlichen und klerikalen Einschränkungen stattfand. Außer den Ursulinen, die sich an der Gründung von Brescia orientierten, strebten auch andere Frauen im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert semireligiöse Lebensformen an, die sich am Beispiel der Jesuiten orientierten: Bei den Ursulinen von Dôle unter der Leitung von Anne de Xaintonge, bei der Congrégation de Notre-Dame von Alix de Clerc, bei Mary Wards Englischen Fräulein und bei Regina Protmanns Katharinen findet Anne Conrad ähnliche Motive und Zielvorstellungen. Am Beispiel der Kölner Ursula-Gesellschaft arbeitet Anne Conrad detailliert die Geschichte einer deutschen Kongregation heraus.

Öffentliche Erziehung wurde im 16. und 17. Jahrhundert mit dem ersten „geistlichen Werk der Barmherzigkeit“, nämlich „Unwissende zu lehren“ gleichgesetzt. Das 5. Laterankonzil (1515–1516) ebenso wie das nachreformatorische Tridentinum (1545ff) betonten die Bedeutung der Katechese und schrieben ihr einen neuen Stellenwert in den geistlichen Werken zu. Die darin zum Ausdruck kommende Individualisierung und Autonomisierung der Religionsausübung ist, wie wir heute wissen, nicht nur ein Produkt der protestantischen Reformation, sondern entwickelte sich auch in der katholischen Reformbewegung des 16. Jahrhunderts. Christenlehre und Schulunterricht wurden somit zu den Hauptaufgaben der sich neu gründenden Frauengemeinschaften. Insofern korrigiert Anne Conrad die in Deutschland populäre bildungsgeschichtliche Vorstellung, daß in den protestantischen Gebieten aufgrund des lutherischen „Priestertums aller Gläubigen“ und der damit verbundenen Notwendigkeit der Bibellektüre jedes Gläubigen von einem Alphabetisierungsvorsprung gesprochen werden kann. Die Bildungsbewegung der katholischen Reform hat jedenfalls den Ausbau der Elementarbildung durchaus gleichstark beeinflusst wie der Protestantismus. Eher, so meint die Autorin, könne von einem katholischen Vorsprung in der höheren Mädchenschulbildung die Rede sein, denn im Protestantismus habe es

vor der Mitte des 17. Jahrhunderts kaum Initiativen in diese Richtung gegeben.

Erstaunlich ist die grundsätzliche Offenheit der Gründerinnen und führenden Frauen der Frauengemeinschaften gegenüber der Vorstellung von weiblicher intellektueller Autonomie, wie Anne Conrad sie anhand von Äußerungen von Mary Ward und Anne de Xainctonge belegt. Gleichzeitig muß die Autorin aber auch eine starke Einschränkung der weiblichen Aktivitäten durch die kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Begrenztheit konstatieren. Ob die Einrichtungen zur höheren Mädchenbildung tatsächlich eines der zentralen Anliegen der zeitgenössischen *Querelle de femmes*, nämlich den Nachweis der Fähigkeit von Frauen zur Gelehrsamkeit, aufgriffen, scheint mir diskussionsbedürftig. Einzuwenden gegen diese These ist, daß bisher keine Quellen bekannt sind, die eine Bezugnahme des religiösen Diskurses über die weibliche Gelehrsamkeit oder andersherum belegen. Anne Conrads Arbeit bettet diese bildungsgeschichtlichen Aspekte in die übergreifende Frage nach weiblicher Partizipation an kirchlicher und sozialer Reform zu Beginn der Neuzeit ein und ist deshalb weit über diesen bildungsgeschichtlichen Aspekt hinaus interessant. Ob die Begrifflichkeit – emanzipatorisch, sexistisch – mit der die Autorin Gründung, Ziele, Aktivitäten und Reaktion von männlichem Klerus und männlicher kirchlicher Hierarchie einordnet, nicht doch, ihrer erklärten Absicht zum Trotz, in die Nähe von Anachronismen führt, muß allerdings kritisch gefragt werden. Es soll jedoch gleichzeitig betont werden, daß die Autorin durch diese Interpretationsfrage nicht daran gehindert worden ist, eine quellennahe, materialreiche und anschauliche Darstellung vorzulegen, mit der ein Gebiet der Frauenbildungsgeschichte ausgebreitet wird, das die Vorstellung von finsternen Zeiten für Frauen vor ihrer Gleichstellung im 20. Jahrhundert oder vor Erscheinen Poullain de la Barres Schrift im 17. Jahrhundert in das Reich der Mythen verweist. Der Geschichte weiblicher Erziehungsarbeit und weiblicher Intellektualität ist ein wichtiges Kapitel über ihre Transformation durch den frühneuzeitlichen Konfessionalismus hinzugefügt worden.

Rebecca Rogers Arbeit über die Demoiselles der Ehrenlegion schreibt die Geschichte der Bildungstätigkeit katholischer Frauenkongregationen im 19. Jahrhundert fort. Dabei erlaubt der Gegenstand, Schulen für die Töchter französischer Offiziere und Unteroffiziere, die Verschränkung von staatlicher Bildungsgeschichte mit der Geschichte katholischer Frauenkongregationen in Frankreich vom napoleonischen Zeitalter bis zum Beginn der dritten Republik nachzuzeichnen.

Die Studie ist mehrperspektivisch angelegt: Sie erkundet sowohl den komplexen Gründungsprozeß der drei (zunächst vier) Mädchenschulen für Offiziers- und Unteroffizierstöchter, also Töchter hoher, mittlerer und unterer Beamter am Ende des 1. Kaiserreichs und zu Beginn der Restaurationsphase, die Rekrutierungsformen und das Profil des Lehrpersonals als auch die Erfahrungen der Schülerinnen in diesen Einrichtungen. Zu Beginn wurden diese Schulen vor allem durch einige wenige einflußreiche Frauen geprägt, die ihre pädagogischen Interessen in geschickter Weise mit dem neuen sozialen Subsystem der von Napoleon I. gegründeten Ehrenlegion zu verbinden wußten.

Die Schule von St. Denis wurde von Laienlehrerinnen geführt, jene in Loges und Ecoeu von einer Kongregation „Schwestern der Mutter Gottes“, die sich nach dem Willen ihrer Gründerin ganz dem Unterricht widmeten. Bis zum Gesetz Falloux (1850) entwickelte sich die Elementarerziehung als allgemeinbildender Schulkurs in allen drei Institutionen. In den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden dann ausdifferenziertere Kurse: St. Denis hielt an einem strikt nicht professionell orientierten weiblichen Allgemeinbildungskonzept fest, das auf seine Klientel aus höheren Offizierskreisen zugeschnitten war. Die Kongregationsschulen entwickelten für ihre Schülerinnen in schwierigen Auseinandersetzungen mit der Finanzkammer der Ehrenlegion in Ecoeu eine Schullaufbahn, die auf eine Karriere als Elementarlehrerin abzielte; in Loges wurden die Mädchen auf gewerbliche Erwerbsarbeit vorbereitet. Alle Schulen hatten Pensionatscharakter und boten ihren Schülerinnen eine kostenlose Ausbildung.

Einen weiteren Abschnitt widmet die Autorin der Frage nach Herkunft, politischer Tendenz und Motivation sowohl der religiösen wie der laizistischen Lehrerinnen. Die Schulen hatten allesamt eine sehr hohe Selbstrekrutierungsrate, insofern vervollständigen sie unser Bild des weiblichen Bildungsmilieus im 19. Jahrhundert, das sich weitgehend selbst rekrutierte. Unter den Überschriften: „Die Veränderung des Bewußtseins“, „Bildung der Seele“, „Einkleidung des Körpers“ beschreibt die Autorin im letzten Kapitel anhand des Tagebuchs einer Schülerin aus der Schule von Ecoeu (1875–1881) die Innensicht. Durch diese Quelle werden tiefe Einblicke in das Seelenleben eines jungen Menschen in dieser Musterinstitution staatlicher Mädchenbildung im 19. Jahrhundert eröffnet. Dieses letzte Kapitel ergänzt somit auf anschauliche Weise die bis dahin schon sehr differenzierte und genaue Darstellung um eine weitere Dimension: Was bedeutete es, in einem solchen schulischen System zu leben? Das Tagebuch bestätigt andere, der fiktionalen Literatur zuzuordnende Berichte über katholische Mädcheninternate, wie etwa den von Antonia White „Frost in May“ (1932).

Die Geschichte der Mädchenbildung in Europa ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von grundlegenden Arbeiten für einzelne Epochen und einzelne Länder erarbeitet worden. Zu nennen wären hier die Studien von Martine Sonnet zu Frankreich im Aufklärungszeitalter, eine Reihe von Studien, vor allem für das 19. und frühe 20. Jahrhundert in England – unter anderen Hunt (1987), Bryant (1987), Purvis (1991) – und für Deutschland neben Lokalstudien vor allen Dingen die Arbeit von Albisetti (1990). Unser Bild der französischen Mädchenschulgeschichte ist vor allem durch das große Werk von Françoise Mayeur (1979) geprägt. Die Studie von Rogers ist insofern weiterführend, als sie vermitteln kann, daß die Schulen der Ehrenlegion für die Entwicklung des französischen Mädchenschulwesens konzeptionell einflußreich waren, und daß die Schwestern der Kongregationen hier durchaus eine herausragende Rolle gespielt haben. Historiographisch ist diese Arbeit bemerkenswert, weil es der Verfasserin gelungen ist, durch eine überaus facettenreiche Detailstudie auf der Basis eines breiten Archivmaterials einen neuen Zugang zur Geschichte des Mädchenschulwesens zu eröffnen. Sie überwindet damit sowohl die Beschränkungen einer an

Schulstrukturen orientierten Darstellung als auch die von Lokalstudien. Aus der Fallstudie heraus entsteht ein Panorama der Mädchenerziehung des 19. Jahrhunderts von großer Allgemeingültigkeit.

Die beiden Monographien geben Anlaß, einen Blick auf das von Elke Kleinau und Claudia Opitz vorgelegte zweibändige Sammelwerk „Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung“ zu werfen, das sich laut Vorwort der Herausgeberinnen als ein Handbuch versteht. Meine Vorstellung dieses umfangreichen Sammelwerkes wird sich nicht auf einzelne Beiträge beziehen, die zum Teil von ausgezeichneter Qualität sind, sondern sich mit der Konzeption des Unternehmens befassen. Das Handbuch ist chronologisch geordnet: Der erste Teil reicht vom Mittelalter bis zum Ende der Aufklärung und der zweite vom Vormärz bis zur Gegenwart. Diese Einteilung ist hauptsächlich der Forschungslage in den jeweiligen Epochen geschuldet, die im 19. und 20. Jahrhundert durch einen erheblich größeren Umfang gekennzeichnet ist. Die systematische Vorgabe „Kontinuität und Brüche“ als konzeptionelle Orientierung für die Auswahl der Themen und ihre Strukturierung ist ein nur loses Band. Dies möchte ich an zwei Aspekten aufzeigen, in denen eine konzeptionelle Schwäche deutlich wird. Ich konzentriere mich dabei auf den ersten Band. Es ist von den Herausgeberinnen nicht einleuchtend begründet, warum die Einschränkung auf den deutschsprachigen Raum in der Vormoderne bis hin zur Aufklärung vorgenommen wird. Bei genauerer Durchsicht des ersten Bandes wird diese Einschränkung auch gar nicht eingehalten. Anna Maria van Schurmann und die Labadisten, die *Querelle des femmes*, die weiblichen Lehrorden des 17. Jahrhunderts oder die Frauenbildungskonzepte in Renaissance und Humanismus, um nur einige Beispiele herauszugreifen, sind nicht nur deutsche Phänomene, sondern eben europäische Phänomene. Eine weitere Schwäche der Konzeption liegt darin, daß die Herausgeberinnen das Verhältnis von Religion und Bildung, das für die im ersten Band behandelte Epoche zentral ist, überhaupt nicht geklärt haben. Dem liegt ein mehr implizit als explizit in der Einleitung formuliertes Verständnis des Gangs der Geschichte zugrunde, der gerade durch die Frauenbildungsgeschichte, aber nicht nur durch sie, in den letzten Jahren in Frage gestellt worden ist. So konnte es dazu kommen, daß das für die Bildungsgeschichte der frühen Neuzeit zentrale Thema des Verhältnisses von „Humanismus“ (es mag dahingestellt bleiben, ob die Autorin hier nicht eher Reformorthodoxie meint), „Pietismus“ und „Aufklärung“ zwar von Joyce Irwin in ihrem Beitrag über Anna Maria van Schurmann hervorragend thematisiert wird, ihre Ergebnisse von den Herausgeberinnen in der Einleitung aber offensichtlich nicht ernst genommen werden. Denn dort schreiben sie immer noch in dem bekannten Muster der nachmarxistischen Religionskritik und Sozialgeschichte mit ausdrücklichem Bezug auf diesen Beitrag: „Die enge Bindung von Bildungs- an religiöse Vorstellungen findet sich allerdings nicht nur in den normativen Entwürfen aus männlicher Feder (emanzipationsfeindlich? J.J.). Auch viele der „gelehrten Frauen“ der Zeit (unter ihnen Anna Maria van Schurmann und Maria Sibylla Merian) fühlten sich der religiösen Sinnsuche mindestens ebenso verbunden wie der wissenschaftlichen Erkenntnis. Sie meinten jedoch, in pietistischen Zirkeln ihre Welt- und Gotteserkenntnis besser

umsetzen zu können als in den sich zunehmend fester etablierenden Akademikerkreisen (Irwin, Schiebinger, Niemeyer)." (I, 18) Eine Einordnung, die eben nicht nur für die weibliche Bildungsgeschichte problematisch ist, sondern generell für die Bildungsgeschichte dieser Umbruchzeit der frühen Moderne.

Der zweite Band, der vom Vormärz bis zur Gegenwart reicht, erscheint dem gegenüber in sich schlüssiger strukturiert. Diese größere Geschlossenheit des zweiten Bandes hängt damit zusammen, daß für diesen Zeitraum sehr viel mehr Einzelforschung betrieben worden ist und vor allem die Erziehungswissenschaftlerinnen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hier aktuelle Bildungsfragen historisch bearbeitet haben. Allerdings bleibt uneinsichtig, warum beispielsweise die Geschichte der Koedukationsdebatte um 1900 und die Koedukationsdebatte in der Reformpädagogik nicht in einem Beitrag zusammengefaßt werden konnten, da sie nun fraglos chronologisch und thematisch eng zusammenhängen. Die Abgrenzung von Themen ist auch an anderen Stellen äußerst fragwürdig. Es drängt sich der Verdacht auf, daß möglichst viele Autorinnen und Autoren vertreten sein sollten. Handbuchherausgeberinnen sollten sich in der Systematik ihres Werkes nicht von solchen wissenschaftspolitischen Gesichtspunkten, so ehrenwert sie unter dem Aspekt von Frauenförderung sein mögen, leiten lassen. Auch ergeben sich aus dieser starken Einbeziehung von Arbeiten, die aktuelle Fragen von Gleichstellung und Bildungspolitik zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen nehmen, Probleme für den Umgang mit Quellen und für die Hypothesenbildung. Das Unterdrückungs- und Fortschrittsmuster der Geschichte der Bildungsgleichstellung, das die Herausgeberinnen nicht reproduzieren wollten, hätte für meinen Geschmack in den Einzelbeiträgen stärker problematisiert werden können. „Kontinuität und Brüche“ sind dazu ein zu schwaches Erklärungsmodell, das Verhältnis von Religion und Bildung hätte da auch für das 19. Jahrhundert schon weiter tragen können.

Dennoch ist es das Verdienst der Herausgeberinnen, eine Vielzahl von Einzelbeiträgen zusammengestellt zu haben, die einen Überblick über die wesentlichen Themen der Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung verschaffen und die vor allen Dingen auch bibliographisch zusammengebunden hilfreich für Lehre und Forschung sein werden. Die beiden Bände sind sehr schön bebildert und in ansprechender Ausstattung vorgelegt. Der Preis pro Band ist zwar hoch, aber erfreulicherweise konnte er unter DM 100,00 gehalten werden.

Daß die beiden eingangs vorgestellten Monographien in ihrer Präzision, Detailtreue und Eigenständigkeit durch noch recht viele weitere bildungsgeschichtliche Studien dieser Art ergänzt werden sollten, wünschen sich auch die Herausgeberinnen des Sammelwerkes. Es scheint sich ihnen doch selbst die Frage aufgedrängt zu haben, ob tatsächlich die Zeit reif war, sich auf das Projekt „Handbuch der Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung“ zu konzentrieren. Ihr Wunsch, eines Tages ein „tatsächlich umfassendes“ Handbuch vorlegen zu können, wird sich wohl nie erfüllen. Hier wurde ein Konzept von Wissenschaftsgeschichte reproduziert – eine alte Schwäche der Bildungshistoriker und offensichtlich auch der Bildungshistorikerinnen –, welches davon aus-

geht, durch die Fülle der Forschungen käme es zu einer Enzyklopädie. Das schöne an der historischen Wissenschaft ist ja nun aber gerade, daß sie nicht abschließende Enzyklopädien produziert, sondern hoffentlich immer neue Perspektiven auf die Vergangenheit ermöglicht. Wie wenig der enzyklopädische Anspruch bei der konkreten Forschung nutzt und wieviel mehr das Einlassen auf die Quellen zu neuen Interpretationen jenseits dieses Schemas führt, das haben die von Anne Conrad und Rebecca Rogers unabhängig von einander entstandenen Studien zu den katholischen Frauenkongregationen gezeigt. Ich wünsche mir deshalb weniger eine „tatsächlich umfassende“ Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung als vielmehr eine Fülle von ähnlichen Einzelstudien, die unsere Wahrnehmung dieser Geschichte ordentlich irritieren.

Juliane Jacobi, Potsdam